

Einblicke in das Leben eines Drogenabhängigen. Eine Einzelfallstudie im Milieu der Außenseiter¹

Insights into the Life of a Drug Addict. A Single Case Study Exploring the Misfits' Milieu

Elisabeth Morkus²

² Sigmund Freud Privatuniversität Wien

Kurzzusammenfassung

Tätowierungen spielen historisch und über die unterschiedlichen Kulturen betrachtet immer eine wichtige Rolle. In einer Fallstudie werden die Bedeutungen analysiert, die ein ehemaliger Gefängnisinsasse und Drogensüchtiger mit seinen Tätowierungen transportiert. Die Bandbreite reicht von drei Punkten auf der Hand bis zu Spinnen, Schlangen und Teddybären, die beredtes Zeugnis der Vergangenheit dieser Person sind. Die Tätowierungen der Interviewperson werden psychoanalytisch und gestaltpsychologisch sowie vor dem Hintergrund der Suchterkrankung diskutiert.

Schlüsselwörter

Tätowierungen; Kultur; Gefängnisinsasse; Drogensucht; Symboliken der Tätowierungen aus psychoanalytischer und gestaltpsychologischer Sicht; Suchterkrankung

Abstract

Historically and cross-culturally seen, tattoos play an important role. In a case study the tattoos of a patient with a history of drug addiction and time in prison are analysed in terms of the meaningful messages he wants to communicate. The range thereof starts with three points on his hand and goes to spiders, snakes and teddy bears displayed on his whole body, all of them eloquent witnesses of his past. The tattoos of the interview person are discussed from a psychoanalytic and gestalt therapeutic viewpoint and, eventually, in reference to addiction.

Keywords

tattoos; culture; prisoner; drug addiction; symbolisms of tattoos from a psychoanalytical and gestalt therapeutic viewpoint; addiction

¹ Dieser Artikel beinhaltet überarbeitete Auszüge aus der gleichnamigen Dissertation.

1 Geschichte und Technik der Tätowierungen

Schiffmacher & Riemschneider (2014) merken an, dass Tätowierungen, anders als Malerei, Bildhauerei und Architektur, eine vergängliche Kunstform sind – so vergänglich wie der Mensch, der diese trägt. Tattoos sind Erzählungen, sie rufen bei anderen Personen Interesse oder auch Abscheu hervor. Bei vielen Völkern und in unterschiedlichen Kulturen, in der Vergangenheit und auch heute wurde und wird tätowiert. Die Technik, mit der die gestochenen Punkte unter die Haut gebracht werden, hat sich dabei kaum verändert. Unterschiede gibt es in der Qualität je nach Entwicklungsstand der jeweiligen Völker. Bei den indigenen Völkern werden z.B. gefärbte Fäden durch die Haut gezogen und die verschiedenen Muster „eingestickt“. Eine weitere Technik ist eine Flächeneinteilung der Haut durch Schnitte. Diese Flächen werden dann mit Figuren oder Formen ausgefüllt. In Asien gibt es Völker, die die Haut mit einem spitzen Gegenstand ritzen. Auch in der europäischen Frühgeschichte wurde diese Technik angewandt und wird noch heute bei den indianischen Völkern Amerikas verwendet. In Indochina wird die Beitel- oder Kammtechnik praktiziert, bei der mit Nadeln oder spitzen Elfenbein- oder Kammtechniken und einem Stock eine Hacke gebastelt wird, die man „Beitel“ nennt. Mit einem Schlagstock, dem Malet, wird auf das Griffende des Beitels geschlagen; durch die Spitzen, die in die Haut getrieben werden, entstehen breite Linien oder große Flächen. In Japan kommt die Bokashi-Technik zum Einsatz, eine japanische Handtechnik. Bis zu 27 Nadeln an Stöcken fixiert bewirken fließend übergehende Grauabstufungen. Allerdings wird seit Erfindung der elektrischen Tätowiermaschine von Samuel O'Reilly (1891) die Bokashi-Technik fast nur mehr in Gefängnissen angewendet. Diese Maschine wird mit Elektromagnet und Sprungfeder angetrieben und ist seit mehr als hundert Jahren nicht verändert worden. In Gefängnissen oder bei Amateuren wird diese Maschine mit Elektromotor angetrieben, was zwar im Gegensatz zu der Maschine mit Elektromagnet geräuschlos ist, aber nicht so gute Ergebnisse liefert. Bei beiden Maschinen wird die Farbe mithilfe von einer Nadel, die sich in einem röhrenartigen Handgriff befindet, in die Haut tätowiert – wobei hier Unterschiede in der Qualität dieses Griffes und des Farbstoffes bestehen. Bei Profis ist dieser Griff aus Stahl, bei Amateuren werden Gegenstände wie z.B. Kugelschreiber, gebogene Löffel oder Ähnliches dazu verwendet, so einen Griff zu basteln. Der Farbstoff wird bei Amateuren oft aus Ruß, Asche von verbrannten Tieren, Pflanzen oder Ähnlichem gewonnen und mit Alkohol, Urin, Blut oder anderen Flüssigkeiten vermischt (Schiffmacher & Riemschneider, 2014; siehe auch Abendroth, 2009; Kasten, 2006).

2 Warum sich Menschen tätowieren lassen

Die Gründe, sich tätowieren zu lassen, sind unterschiedlicher Natur: aus Trauer, aus Freude, aufgrund eines Rituals, als Ausdruck von Sadismus, aus religiösen Gründen usw. In Christopher Scotts Buch „Skin deep. Art, Sex and Symbols“ wird vieles über die Motive berichtet, sich ein Tattoo stechen zu lassen. Laut Scott diente die erste Art der Tätowierung als Tarnung bei der Jagd, was jedoch nicht belegt ist. Es gab allerdings Tätowierungen, um Jagdtrophäen zu demonstrieren. Auch bei Kannibalen wurden z.B. die Köpfe eines enthaupteten Feindes oder der Fang von Kindern eintätowiert (Schiffmacher & Riemschneider, 2014, S.135-136). In Indien und Tibet etwa gedenkt man der

Verstorbenen, indem man sich selbst Schmerz zufügt, z.B. mittels Tattoos auf der Zunge oder mittels Verstümmelungen oder Amputation. Um Trauerarbeit zu leisten, wird auch in der westlichen Welt ein „in memoriam“ oder „Memento mori“ tätowiert, und zwar in Form von Kreuzen, Rosen und Bannern mit dem Namen des Verstorbenen oder auch Porträts.

3 Tätowierungen als Schutz

Dazu berichten Schiffmacher & Riemschneider (2014, S. 136 ff):

In vielen Kulturen gilt das Tattoo als Schutz vor Krankheiten und Unglück und soll dem Träger Kraft und Fruchtbarkeit verleihen, was dann vor allem beim Übergang in ein anderes Lebensstadium angewendet wird. In primitiven Kulturen versucht man, das Geschlecht des Ungeborenen mit einem Symbol gezielt zu beeinflussen und das Baby durch die Tätowierung vor dem Einfluss von bösen Geistern zu bewahren. Vor allem in afrikanischen Ländern wird eine Tätowierung als Impfung zum Schutz vor Krankheiten angewendet. Auf Samoa und beim Volk der Berber kann man sich gegen Rheumaschmerzen tätowieren lassen und in Ägypten werden u.a. Tätowierungen gegen Kopf- und Augenschmerzen eingesetzt. Das Immunsystem wird durch die kleinen Wunden gestärkt und das Risiko für Infektionen sinkt. Roma und Sinti tätowieren sich, um vor bösen Blicken und Hexen geschützt zu sein. Tätowierungen werden als Schutz vor dem Bösen und vor Gefahren gesehen. Sie dokumentieren auch Heldentaten, Mut, Durchhaltevermögen, die Lebensgeschichte, aber auch einzelne erfolgreiche Situationen. Ebenso kann ein Grund für das Tattoo die Absicht sein, anderen Personen Respekt und Angst einzuflößen. Meistens werden in diesem Fall Symbole wie Drachen, Tiger, Totenköpfe oder Sprüche wie z.B. „Born to fight“ oder „Fuck the world“ gewünscht. Bei den Bewohnern der Marquesas-Inseln sollen starr blinkende Augen auf der Arminnenseite dazu dienen, den Feind zu verunsichern. In sowjetischen Kriegsgefangenenlagern, in denen während und nach dem zweiten Weltkrieg Soldaten der deutschen Wehrmacht interniert waren, dienten Tattoos den deutschen Kriegsgefangenen als Ausdruck des Protestes und der Selbstbehauptung. Dort waren besonders Bauchtätowierungen wie Lenin oder Stalin als Schweine mit Hakenkreuzen ans Kreuz genagelt oder Schriftzüge wie „Russland ohne die Roten“ beliebt. Es gibt aber auch Tattoos, die medizinische Informationen bereitstellen. So wird z.B. beim amerikanischen und britischen Militär die Blutgruppe auf den Unterarm des Soldaten geschrieben. Während des zweiten Weltkriegs wurde Angehörigen der Waffen-SS die Blutgruppe an die Innenseite des Oberarms, nahe der Achselhöhle, tätowiert. Im Westen werden oftmals abergläubische Schutztätowierungen praktiziert, so etwa bei amerikanischen Seeleuten oder Marinesoldaten zum Schutz vor dem Ertrinken in Form eines Hahns oder Schweins. Auch werden persönliche Ereignisse wie Geburtstage, Hochzeitstage, positive oder negative Erinnerungen oder Namen von Familienmitgliedern oder Liebespartnern verewigt.

4 Tätowierungen als Ausdruck von Gruppenzugehörigkeit

Schiffmacher & Riemschneider (2014, S.142 ff) berichten über verschiedene Formen der Tätowierung als Ausdruck der Gruppenzugehörigkeit: Rock'n'Roll Bands, Hells Angels oder Straßengangs verwenden Tätowierungen zur Identifikation ihrer Mitglieder. Bei indigenen Stämmen gibt es Stammesabzeichen wie das Totem, Narbentätowierungen in Nigeria oder magische Zeichen von Kopfjägern in Indonesien. In Indochina war es früher üblich, das ganze Volk mittels Tätowierung zu registrieren. Es gibt auch Menschen, die sich tätowieren lassen, um damit Geld zu verdienen – so z.B. Ganzkörper-Tattoos wie ‚Enigma‘, der Puzzlemann in einer Circus Show oder der Zebramann. In der Werbung werden manchmal Menschen eingesetzt, die Markenzeichen oder Logos auf der Haut tragen.

Besonders verbreitet sind Tätowierungen im Gefängnis. Die Tattoos sind hier ein Zeichen der Rebellion oder des Nicht-Aufgebens. Manchmal lassen sich zum Tode verurteilte Gefangene eine gestrichelte Linie mit dem Hinweis „cut here“ tätowieren. Hauptsächlich auf den Fingerknöcheln wird die Straftat, die Art der Strafe oder die Rangordnung im Gefängnis gezeigt.

Die Qualität der Tätowierung ist immer abhängig von der wirtschaftlichen Situation und dem Bildungsniveau des Tätowierten. In vielen primitiven Völkern wird mittels Tattoos die ganze Stammesgeschichte festgehalten. Es ist durch Studien belegt, dass Völker, die Landbau betrieben und sesshaft waren, am meisten tätowiert waren. Diese hatten Zeit für Kunst und betrachteten Tattoos auch als Zeichen für Mut. Besonders bekannt für die Kunst des Tätowierens sind Völker aus Indonesien, Borneo und den Philippinen. Besonders hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang die „Maori“ in Neuseeland. In unserer westlichen Welt werden Tätowierte meistens einer niederen sozialen Schichte zugeordnet. Um die Jahrhundertwende ließ sich die Aristokratie tätowieren, wie Fürsten, der Zar und auch Kaiser Wilhelm II. Heute gibt es kaum einen Filmstar oder einen Star der Musikbranche, der kein Tattoo trägt.

5 Tätowierungen in den Randschichten

Girtler erwähnt in seinen Büchern „Randkulturen“ (2003) und „Der Adler und die drei Punkte“ (2007) ebenfalls die Tätowierungen und deren Symbolik. Ursprünglich stammt der Begriff „Tätowierung“ von dem haitischen Wort ‚tatau‘, was „Zeichen“ bedeutet und im 18. Jahrhundert durch Seefahrer von Haiti nach Europa gebracht wurde. Schon aus dem vierten und fünften Jahrhundert v. Chr. sind frühe Tätowierungen bekannt. Diese hatten damals den Sinn, Unheil abzuwehren. Schon damals wurden diese Verzierungen mittels Farbstoffen wie Ruß, Asche oder Pflanzensäften mit Nadeln oder Dornen unter die Hautoberfläche gebracht. Die ersten Christen tätowierten sich das Antoniuskreuz auf die Stirn und Ritter während der Kreuzzüge ließen sich Kreuze in die Haut stechen. Im 16. Jahrhundert war nur das „fahrende Volk“ tätowiert, während im 18. Jahrhundert das Tragen einer Tätowierung unter gesellschaftlichen Randschichten zur Mode wurde (Girtler, 2007, S.127). Der Autor beschreibt ebenfalls die Bedeutung der einzelnen Tätowierungen. Unter Kriminellen gibt es Glückssymbole wie Kreuze oder die Darstellung einer Frau. Als Symbole für Klugheit werden gerne

Schlangen angebracht. Ein Symbol für Freiheit sind z.B. die „betenden Hände“ oder „gesprengte Ketten“. Waffen, Adler oder brutale Worte bezeichnen Macht und Gewalt. Obwohl in Europa früher hauptsächlich Angehörige von Randkulturen tätowiert waren, erwähnt der Autor, dass sogar Kaiserin Elisabeth zum Entsetzen ihres Gemahls einen Anker auf die Schulter tätowiert hatte (Girtler, 2003, S.67).

6 Körperschmuck und Tätowierungen bei suchtkranken Jugendlichen

Eichhorn (2014) schreibt, dass in den letzten Jahren Tattoos ihren schlechten Ruf verloren haben und in der Öffentlichkeit immer mehr akzeptiert werden. Auch Prominente zeigen offen ihre Piercings und Tattoos. Studien belegen zudem, dass sich Jugendliche tätowieren lassen, um einerseits ihren Wunsch nach Individualität Ausdruck zu verleihen und andererseits ihr Erwachsenseins – und damit einhergehend die Selbstbestimmung über ihren Körper – zu demonstrieren (Appel, Hofmeister, Brähler & Borkenhagen, 2015; Hofmeister, Spangenberg, Borkenhagen & Brähler, 2012).

Jugendliche Suchtkranke haben häufiger „Body Modifications“, also Körperveränderungen wie Tattoos oder Piercings. Hier ist die Tätowierung sowohl Zeichen der eigenen Identität als auch ein Zeichen für Gruppenzugehörigkeit. Mit den Tattoos werden auch dem Umfeld die Leidenschaft, Entschlossenheit und die Willensstärke des Trägers demonstriert. Die Haut ist Grenze und Kontaktfläche, der Ort von Identitätsbildung und Identitätszuschreibung (Benthien, 1999 nach Eichhorn, 2014, S.26).

Eichhorn bezieht sich u.a. auf die Erziehungswissenschaftlerin Rohr und stellt fest, dass Jugendliche durch den Prozess des Erwachsenwerdens ständig dazu gezwungen sind, sich mit dem eigenen Körper und den körperlichen Veränderungen auseinanderzusetzen. Piercings und Tattoos bieten die Möglichkeit, körperliche Spannungszustände und damit einhergehende Dissoziationserfahrungen zu reduzieren. Durch Piercings und Tattoos werden dem Körper bewusst Schmerzen zugefügt und gleichzeitig wird er verschönert. Der Körper wird zum stummen Gedächtnis seelischer Wunden, die durch den Körperschmuck ins Unbewusste verbannt werden (Eichhorn, 2014, S.27).

7 Traumatisierende Beziehungserfahrungen und Suchterkrankungen

Lüdecke (2014) beschreibt Trauma als Konfrontation mit einem Ereignis, das Tod, Gefahr oder Verletzung für sich selbst oder jemanden anderen bedeutet. Als Reaktion darauf folgt Flucht, Hilfslosigkeit oder Entsetzen. Suchterkrankungen gehen im Großteil der Fälle mit vorangegangenen Traumatisierungen einher. 70 bis 90 Prozent der Süchtigen haben eine Traumatisierung hinter sich. 14 bis 35 Prozent aller Personen mit Gewalterfahrung in der Kindheit und Frauen nach Vergewaltigungen weisen ebenso Störungen auf. 25 Prozent der Menschen, die Hilfe wegen ihrer Suchterkrankung suchen, haben zusätzlich eine posttraumatische Belastungsstörung.

Die posttraumatische Belastungsstörung ist eine Traumaverarbeitungsstörung mit Intrusionen (Wiedererinnern von traumatischen Ereignissen in verschiedenen Wahrnehmungen), Albträumen,

Vermeidungsverhalten und Übererregung. Alkoholiker haben in 15 Prozent der Fälle eine posttraumatische Belastungsstörung. Auffallend ist auch, dass Frauen doppelt so häufig an einer posttraumatischen Belastungsstörung leiden wie Männer. Oft beginnt Alkohol- oder Drogensucht als Versuch, schmerzvolle emotionale Zustände zu lindern. Durch psychotrope Substanzen wird versucht, negative Gefühle zu dämpfen und positive Gefühle zu steigern. Suchtpatienten haben oft Bindungstraumatisierungen wie emotionale Vernachlässigungen sowie physische oder sexuelle Gewalt in der Kindheit hinter sich. Meist mussten sie früh erwachsen werden, da sie vernachlässigt wurden oder sich um ihre süchtigen Eltern kümmern mussten. Durch diese frühen Bindungstraumatisierungen weisen diese Suchtpatienten Defizite in der Persönlichkeitsentwicklung auf. In der Jugend schließen sie sich oft Gruppen an, die als Ersatz für die Familie dienen. Dort erleben sie dann Zusammengehörigkeit durch z.B. einen eigenen Kleidungsstil und die eingenommenen Suchtmittel. Süchtige Personen haben durch emotionale Vernachlässigung oft eine Störung des Stressverarbeitungssystems erlitten. Die Einnahme von Suchtmitteln ist dann meist eine Reaktion auf eine Trennung oder einen Todesfall. So erzählt ein Opiatabhängiger, dass er sich nach dem Konsum von Heroin geborgen und ruhig fühle (Lüdecke, 2014, S.14).

Wenn in den frühen Lebensjahren eine positive und konstante Bezugsperson fehlt, können diese Menschen nicht allein bleiben und haben zu wenig Kontrolle über ihre Gefühle. Manchmal kommt es zu einer Regression, zu einem Rückfall in frühere Entwicklungsstufen. Dadurch kommt es dann zu einem Verlust der Frustrationstoleranz und der Selbstreflexion, zu einem Zurückstellen von Bedürfnissen und Affekten, zu einem Fehlen von Empathie- und Konfliktfähigkeit etc. Es wurde festgestellt, dass Traumatisierungen Veränderung in der DNA auslösen können (Epigenetik). Dadurch können daraus resultierende Verhaltensweisen an die nächste Generation weitergegeben werden. Um eine Sucht erfolgreich zu behandeln, muss man Traumatisierungen, Bindungstraumatisierungen und Traumafolgestörungen mit berücksichtigen (Lüdecke, 2014, S.15).

8 Real Tattoos – Bekanntschaft mit Herrn S.

Die Begegnung mit Herrn S. fand zufällig statt, und zwar in einem Lebensmittelgeschäft. Er erinnerte mich an einen ehemaligen Klienten eines Vereins zur Rehabilitation und Integration suchtkranker Personen. Beim Hinausgehen aus dem Geschäft sprach ich ihn darauf an, worauf es zu einem Gespräch kam. Ohne Umschweife teilte er mir mit, dass er nie eine Therapie gemacht hatte, mit „Subtitol“ im Programm ist und es ihm damit gut geht. Nach einigen belanglosen Worten verabschiedeten wir uns. Einige Wochen später begegnete ich ihm wieder zufällig auf der Straße. Ich benutzte die Gelegenheit, ihn zu fragen, ob er bereit wäre, mir Einblicke in sein Leben als Junkie zu geben. Er war damit einverstanden und meinte, ich müsste mir genügend Zeit nehmen, denn er habe viel zu erzählen. Dies war auch der Fall: Es fanden zwischen 2012 und 2016 insgesamt 16 narrative Interviews statt, die durchschnittlich zwei Stunden dauerten und einige Gespräche bei zufälligen Zusammentreffen auf der Straße. Der Kontakt zu Herrn S. besteht bis zum heutigen Tag.

9 *Eine lieblose Kindheit*

Herr S. hatte keine liebevolle Kindheit. Sein Vater war Alkoholiker und selten zu Hause. Nach der Scheidung seiner Eltern hatte die Mutter mehrere Männerbekanntschaften und war oft abwesend. Als Kind bekam er von ihr jahrelang „wegen jedem Scheiß“ Prügel, die Mutter schlug ihn mit den Handknöcheln, dem Gürtel, dem Schlapfen und der Hundeleine, egal ob mit oder ohne Karabiner, so wie sie es gerade erwischte hatte. Herr S. erzählte, dass er oft händeringend zu Gott gebetet und ihn angefleht habe, er solle ihn doch sterben lassen. In dieser Zeit der Nöte und Ängste war für den Buben S. sein Teddy sehr wichtig. Er konnte mit ihm sprechen, ihm weinend seine Ängste anvertrauen, ihn drücken, spüren und sich an ihn kuscheln. In seiner Einsamkeit wurde er durch die Stärke des Bären geschützt und getragen.

Das desolate Familienleben und die Lieblosigkeit seiner Mutter in dessen Kindheit haben das Leben von Herrn S. primär beeinflusst. Durch die unvorhersehbaren Interaktionserfahrungen mit ihr entwickelte sich ein unsicher-ambivalentes Bindungsmuster, das bis in sein Erwachsenenalter Einfluss genommen hat und auch als unsicher-präokkupiert bzw. bindungsverstrickt bezeichnet wird (Stegmaier, 2016).

Für Herrn S. sind die Tattoos Ausdruck seiner Persönlichkeit. Sie zeigen, wie man „drauf ist“ und wie man „lebt“. Sie bedeuten ein „Verstecken“, „Distanzieren“ und „Abgrenzen“ zu anderen Menschen oder auch eine Zugehörigkeit zu einer Gruppe. Er meinte auch, dass manche Menschen, die im Büro sitzen oder etwas anderes „hackeln“, sich tätowieren ließen, um „beim Wirt’n cool“ zu sein und um etwas erzählen zu können, was gar nicht stimmt.

10 *Die Tätowierungen*

Die erste, eine im kriminellen Milieu übliche Tätowierung hatte er sich selbst in der Schule, im Alter von 13 Jahren, zugefügt. Anstatt die Zeichnung eines Schrägrisswürfels im geometrischen Zeichnen fertig zu stellen, hatte er die Zirkelspitze in die Tusche getaucht und sich drei Punkte zwischen Daumen und Zeigefinger gestochen. Er hatte damals noch keine Erfahrungen mit dem Gefängnis, aber seine Freunde waren wesentlich älter und hatten bereits mit der Polizei zu tun gehabt. Er wollte „zur Gruppe“ gehören und sich mit dieser Tätowierung als „Steher“, der bei Verhören niemanden verrate, deklarieren. Umgangssprachlich sagt man dazu „die drei Affen“: „Ich weiß nichts“ – „Ich höre nichts“ – „Ich sehe nichts“. Diese Einstellung ist im Gefängnis oft notwendig, um konfliktfrei überleben zu können.

Weitere Tätowierungen stammen aus der Zeit seiner Gefängnisaufenthalte. Auf seiner rechten Hand ist der Name seiner langjährigen Freundin tätowiert und u.a. die Zunge von den Rolling Stones. Am Mittelfinger ist ein kleines Tattoo, es stellt das Logo von „Harley Davidson“ dar. Auf dieser Hand sind auch die o.g. drei Punkte (drei Affen – s.o.) zu sehen. Seine beiden Handrücken sind mit extrem auffälligen Tattoos gekennzeichnet. Auf seinem rechten Handrücken ist ein Teddybär tätowiert und auf seinem linken Handrücken ein Wolf mit weit aufgerissenem Maul. Ich sprach Herrn S. der Reihe

nach auf die Bedeutung der Tattoos an und fragte ihn z. B. nach dem Teddybären. Er antwortete mir, dass ihm ein Teddybär gefiele und er aus seiner Kindheit noch einen kleinen besäße, wobei er mit den Händen die Größe des Stofftieres andeutete. Außerdem könne man sich ja so etwas nicht ins Grab mitnehmen, auf diese Weise habe er ihn zumindest auf der Hand.

Auf meine Frage, warum er sich für ein Tattoo mit einem so gefährlich aussehenden Wolf entschieden habe, antwortete er mir, dass ihm ein Wolf gefiele, weil dieser stark, kräftig und ein Alphetier sei und er selbst auch immer ein solches gewesen sei.

Das Tattoo in seinem Gesicht, so erklärte Herr S., entspräche einem Maori-Muster, also von einem kriegerischen Stamm in Neuseeland. Er meinte dazu, auch er sei immer kriegerisch und kämpferisch unterwegs.

Eigentlich hätte das Tattoo ähnlich dem Krähenkopf werden sollen, den er als Ring am Finger trug, dies wäre nicht ganz gelungen, aber er wäre auch so zufrieden damit. Mein Protagonist teilte mit, dass er sich mit dem Gedanken spiele, vielleicht auch seine zweite Gesichtshälfte tätowieren zu lassen. Auf der linken Seite seines Halses zeigte sich eine neue Tätowierung: zwei Würfel und eine Billardkugel mit der Nummer Acht. Ich fragte nach der Bedeutung dieser Symbole und er meinte: Wie beim Spiel, so auch im Leben müsse die letzte Kugel passen, außerdem stehe die „Acht“ im Alphabet für Heroin („h“ ist der achte Buchstabe im Alphabet).

Die grundsätzlichen Bedeutungen der Tätowierungen in seiner „Szene“ erläuterte Herr S. wie folgt: Der Punkt auf seiner linken Wange unter dem Auge wäre das Kennzeichen eines „Strizzis“. Eine Träne beim Auge (meistens rechts) heiße, jemanden sei durch ihn gewaltsam zu Tode gekommen. Ein Netz bedeute „gefangen“ zu sein: „Ich bin im Netz gefangen“ und „ich kann aus der Heroinabhängigkeit nicht mehr herausfinden“. Eine Schlange mit Giftzähnen stehe für das „Gift Heroin“, die Schlange hat „zugebissen“, „Ich bin drogenabhängig“, „Ich bin ein Junkie“.

Durch die halbseitige Tätowierung seines Gesichtes wirkte dieses sehr dunkel und düster und ich hatte das Gefühl, als spiegle es sein derzeitiges Innenleben wider.

11 Die Technik der Tätowierungen im Gefängnis

Während seiner Gefängnisaufenthalte ließ sich Herr S. von Mitgefangenen tätowieren. Dies war ein abendfüllender Zeitvertreib, bei dem die Gefängnisbeamten zusahen. Grundsätzlich war es verboten, Tätowierungen durchzuführen, aber es wurde trotzdem geduldet. Herr S. berichtete, dass man, wenn keine Tusche für das Tätowieren vorhanden war, Nassrasierer, Kugelschreiber oder Zahnbürsten aus Plastik angezündet und verbrannt habe. Der aufsteigende Ruß wurde in einem flachen Teller aufgefangen und mit Wasser verrührt. Die Utensilien waren ein kleines Holzteilchen, zwei Nadeln und ein Zwirnfaden. Die Nadeln, eine kürzer, die andere etwas länger, wurden mit dem Zwirn auf dem Holzteil befestigt. In den Zwischenraum wurde die Tusche oder der mit Wasser vermengte Ruß geträufelt, der dann an der Nadel entlang hinunterrann. Dann konnte das Stechen („Pecken“) beginnen.

Die Nadeln wurden von den Insassen meist für mehrere Tätowierungen verwendet. Dadurch verbreiteten sich viele Krankheiten wie z.B. Hepatitis. Herr S. meinte, wenn man Tätowierungen von ehemaligen Gefängnisinsassen sieht, wisse man gleich, ob der die Tätowierung Ausführende sein Handwerk verstünde oder nicht.

12 Symbolik der Tätowierungen

Im psychoanalytischen Sinn wird die Spinne oft als Symbol für die Mutter gedeutet, die dominant ist und einen gefangen hält. Freud schreibt: „Nach Abraham 1922 ist die Spinne im Traum ein Symbol der Mutter, aber der phallischen Mutter, vor der man sich fürchtet, so daß die Angst vor der Spinne den Schrecken vor dem Mutterinzeß und das Grauen vor dem weiblichen Genitale ausdrückt. Sie wissen vielleicht, daß das mythologische Gebilde des Medusenhaupts auf dasselbe Motiv des Kastrationsschrecks zurückzuführen ist“ (Freud, 1933/ 1999b, S.25). Die Schlange wird als sexuelles Symbol gesehen, das für den machtvollen, bedrohlichen Penis steht: „Zu den weniger gut verständlichen männlichen Sexualsymbolen gehören gewisse Reptilien und Fische, vor allem das berühmte Symbol der Schlange“ (Freud, 1916/1999a, S.157). Diese Interpretation wirkt zutreffend in Bezug auf die Lebensgeschichte meines Protagonisten. Als Kind war er immer wieder von seiner Mutter brutal geschlagen und für alles verantwortlich gemacht worden, was in ihrem Leben schief lief. Trotzdem ist der Erwachsene emotional stark mit ihr verbunden. Einerseits sagt er, dass es ihm am liebsten sei, wenn er nichts von seiner Mutter hörte. Andererseits telefonierte er regelmäßig mit ihr, wobei die Angaben über die Kontakte unterschiedlich sind. Manchmal spreche er von täglichen und dann wieder von wöchentlichen Telefonaten.

Ich sprach meinen Protagonisten auf die beiden unterschiedlichen Tattoos „Teddybär“ und „Wolf“ an und fragte ihn, ob er auch die beiden Anteile des „kuscheligen Bären“ und des „wildes Wolfes“ an sich kenne. Er bestätigte mir, dass er beide Anteile in sich trage. Ich stellte fest, dass es so aussehe, als würde der Wolf den Teddy beißen – warum? Darauf antwortete Herr S., dass sich der Teddy oft zu viel gefallen lasse und zu lang warte, bis er sich wehre. Daraufhin erwähnte er zwei brutale Raufereien, bei denen er zum „Wolf“ geworden sei, die aber ohne Polizeieinsatz abgelaufen seien. Im Laufe der Zeit lernte ich bei Herrn S. zwei Seiten kennen. In bestimmten Situationen erlebte ich ihn als „Teddybären“, sehr gefühlvoll und hoch sensibel: Er ist in Gedanken mit seiner vor Jahren verstorbenen Großmutter noch immer stark verbunden und war beim Erzählen über seine am Drogenkonsum verstorbenen Freunde stark berührt. Auch der Tod seines Hundes, der ihn jahrelang bei seinen Drogen- und Alkoholexzessen begleitet und das Leben mit ihm geteilt hatte, ging ihm sehr nahe. Es gab aber auch Situationen, in denen in ihm der „Wolf“ zu spüren war, der sehr viel Gewalt versprühte und kein Verständnis anderen Menschen gegenüber zeigte.

Der Teddybär ist sowohl bei Kindern als auch bei Erwachsenen beliebt. Für das Kind ist es meines Erachtens ein starkes, kraftvolles Tier, das ihm anvertraut ist und für das es sorgt, von dem es gleichzeitig aber auch beschützt wird und dem es alle seine Sorgen und Nöte anvertrauen kann. Oft wünscht es sich, die gleiche Fähigkeit zu haben, sich wehren zu können und nicht verschiedenen Situationen bzw. Personen „ausgeliefert“ zu sein. Das Plüschtier vermittelt Geborgenheit, es lässt das

Kind mit seinem Kummer nicht allein, gibt keine Ratschläge und schimpft auch nicht. Der Teddybär stärkt die Kinder, nimmt etwas von ihrer Unsicherheit und schützt sie vor den Ängsten des Alleinseins. Der Teddybär ist als Übergangsobjekt Projektionsfläche für Wünsche, Sehnsüchte und Erwartungen des Kindes. Dies belegt Fritz (2016), indem sie sich auf Winnicott (1973) bezieht: „Die Beziehung zwischen Kind und Übergangsobjekt ist generell von starker Emotionalität geprägt und laut WINNICOTT grundlegend für normale Entwicklungsverläufe. Das Übergangsobjekt stellt eine Art Projektionsfläche dar, auf die das Kind seine Bedürfnisse, Wünsche aber auch seine Ängste projizieren und sich selbst damit erfahrbar machen kann“ (Fritz, 2016, S.2; Fookan, 2012).

Daraus folgt, dass auch für Erwachsene die Erinnerung an den Teddybären in ihrer Kindheit oft eine Entlastung im alltäglichen Leben darstellen kann. Wünsche nach unbeschwertem Spiel tauchen auf, Dinge aus der Kindheit werden wichtig und Situationen, mit denen man sich momentan nicht auseinandersetzen will, werden verdrängt.

13 Die Wichtigkeit der Übergangsobjekte

Der amerikanische Kinderarzt und Psychoanalytiker Winnicott schreibt in seinem Buch „Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse“ (1958/2008) einen Artikel über die „Übergangsobjekte und Übergangsphänomene“. Er spricht vom „Übergangsobjekt“, das kleinen Kindern über schwierige Situationen hinweghilft, wie z. B. ein Deckenzipfel, ein Kuscheltier, ein Kissen oder Ähnliches. Das Übergangsobjekt wirkt beruhigend und hilft dem Kind über Trennungsängste hinweg. Es hilft bei der Entwicklung der eigenen Persönlichkeit und wird in der Phase wichtig, in der das Baby begreift, dass es ein eigenständiges Wesen ist, also ca. zwischen dem vierten und sechsten Lebensmonat. Das Kind selbst wählt sein Übergangsobjekt: Das kann ein Teddy, eine Puppe, ein Spielzeugauto, eine Dose, Musik oder ein bestimmter Laut sein. Entzieht man dem Kind sein Übergangsobjekt, kann das sogar zu einem Trauma führen. Ein Übergangsobjekt muss viel aushalten, manchmal werden auch Aggressionen an ihm ausgelebt. Auch so mancher Erwachsene greift zu Übergangsobjekten. Meistens aber verliert das Objekt irgendwann seine Bedeutung für das Kind. Persönliche Objekte spielen bei der Entstehung und Aufrechterhaltung von Identität eine wichtige Rolle. Dies zeigte sich auch bei meinem Protagonisten, als er meinte, dass ihm ein Wolf aufgrund seiner Stärke und Kraft gefalle und genau wie er ein Alphetier sei.

14 Vom Drang nach Tätowierungen – Suche – Sehnsucht – Sucht

Lobstädt (2014) erwähnt, dass im Jahre 2011 im Rahmen einer Forschungsarbeit junge Erwachsene zwischen 20 und 30 Jahren zu ihren Tätowierungen gefragt wurden. Unabhängig von der Anzahl ihrer Tattoos erklärte ca. ein Viertel der Befragten, süchtig nach Tätowierungen zu sein. Beim Tätowieren werden körpereigene Opiode freigesetzt, die Herzfrequenz steigt und es werden β -Endorphine ausgeschüttet. Dadurch kommt es zur euphorisierenden und schmerzsenkenden Wirkung. Eine 20-jährige Studentin meint, nach dem Geräusch der Tätowiernadel „süchtig“ zu sein und erzählt von ihrer Angst vor dem Schmerz, die, wie sie selbst meint, völlig unbegründet sei. Gegen eine Tattoo-

Sucht spricht allerdings: Ein Erreichen von Glücksgefühlen ist beim Tätowieren kaum zu beeinflussen. Oft wird die Tätowierung als „Sehnsuchtschrift“ bezeichnet. Beim Drang nach immer mehr Tattoos ist auch „Sehnsucht“ und „Gefallsucht“ erkennbar.

Lobstädt (2014, S.19) beschreibt drei Typen von Mehrfachtätowierten:

- Typus I: Das Selbstwertgefühl wird durch Spiegelung mittels der Tätowierung als Individualitätszeichen beschrieben. Die Tätowierung ist für diesen Typus Anlass zur Kontaktaufnahme und Auseinandersetzung.
- Typus II: Das Selbstwertgefühl wird durch Identifikation mittels der Tätowierung als Zugehörigkeitszeichen gestärkt. Hier ist das Tattoo ein Generationsobjekt und orientiert sich an Idealbildern der Gruppe.
- Typus III: Das Selbstwertgefühl wird durch die Anerkennung der Tätowierung als Prestigeobjekt gestärkt. Die Tätowierung ist Körperschmuck und wird als Leistung der Selbstdisziplin angesehen.

Alle drei Typen haben das Ziel, ihr Selbstwertgefühl durch Tattoos zu stärken. Sie streben eine Stärkung des Selbstwertgefühls in der narzisstischen Homöostase durch Stiche nach „Spiegelung“ (Typ I), „Identifikation“ (Typ II) und nach „Anerkennung“ (Typ III) an (ebd.).

Als ich meinen Protagonisten fragte, was für ihn die Tätowierungen bedeuteten, meinte er ebenfalls, dass sie für ihn Ausdruck der Persönlichkeit seien. Sie bedeuten ein „Verstecken“, ein „Distanzieren“ und „Abgrenzen“ zu und von anderen Menschen. Er wollte damit zu einer „bestimmten Gruppe“ gehören. Die drei Punkte, die er sich schon als 13-Jähriger zwischen Daumen und Zeigefinger gestochen hatte, stärkten ihn in seiner Peer-Group. Er identifiziert sich mit dem Wolf, der ein Alphetier sei, was auch er immer gewesen sei. Mit dem kriegerischen Volk der Maoris in Neuseeland vergleicht er sich deshalb, weil er ebenso kriegerisch und kämpferisch unterwegs gewesen sei. Dies drückt er auch in seinen Tätowierungen aus, welche ihm ein stärkeres Selbstwertgefühl verleihen.

Literaturverzeichnis

- Abendroth, A. (2009). *Bodymodification Tattoos, Piercings, Scarifications Körpermodifikation im Wandel der Zeit* (1. Auflage). Diedorf: Ubooks.
- Appel, A., Hofmeister, D., Brähler, E. & Borkenhagen, A. (2015). Körperbild und Körperschmuck. Körperbild und Körperzufriedenheit bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit und ohne Tattoos und Piercings. *Psychotherapeut*, 60(6), 505-510.
- Benthien, C. (1999). *Haut. Literaturgeschichte –Körperbilder-Grenzdiskurse*. Reinbeck bei Hamburg: Rohwolt.
- Eichhorn, D., Verein Grüner Kreis (2014). Körperschmuck und Tätowierungen bei jugendlichen Suchtkranken. *Sucht. Seelenschmerz und Körperspuren*, 91, 26-27.
- Fooker, I. (2012). *Puppen – heimliche Menschenflüsterer*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Freud, S. (1916/1999a). *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. GW. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Freud, S. (1933/1999b). *Neue Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. GW. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Fritz, C. (2016). *Mehr als nur ein Teddybär. Übergangsobjekte und ihr Einfluss auf die Entwicklung in der frühen Kindheit*. Norderstedt: Grin.
- Girtler, R. (2003). *Randkulturen. Theorie der Unanständigkeit. Mit einem kleinen Wörterbuch der Gaunersprache* (3. Auflage). Wien-Köln-Weimar: Böhlau.
- Girtler, R. (2007). *Der Adler und die drei Punkte. Die gescheiterte kriminelle Karriere des ehemaligen Ganoven Pepi Taschner* (2. Auflage). Wien-Köln-Weimar: Böhlau.
- Hofmeister, D., Spangenberg, L., Borkenhagen, A. & Brähler, E. (2012). Weniger Haare - mehr Körperschmuck. Verbreitung von Tätowierung, Piercing und Körperhaarentfernung in Deutschland - Ergebnisse einer Repräsentativbefragung. In A. Borkenhagen & E. Brähler (Hrsg.), *Die Selbstverbesserung des Menschen. Wunschmedizin und Enhancement aus medizinpsychologischer Perspektive* (S. 199-222). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Kasten, Erich (2006). *Body-Modification Psychologische und medizinische Aspekte von Piercing, Tattoo, Selbstverletzung und anderen Körperveränderungen*. München: Ernst Reinhard.
- Lobstädt, T., Verein Grüner Kreis (2014). Sucht, Sehnsucht, Suche? Vom Drang nach Tätowierungen. *Seelenschmerz und Körperspuren*, 91, 18-19.
- Lüdecke, C., Verein Grüner Kreis (2014). Traumatisierende Beziehungserfahrungen und Suchterkrankungen. *Sucht. Ist Sucht*, 92, 14-15.
- Schiffmacher, H. & Riemschneider, B. (2014). *1000 Tattoos*. Köln: Taschen.

Stegmaier, S. (2016). *Grundlagen der Bindungstheorie*. Verfügbar unter <http://www.kindergartenpaedagogik.de/1722.html> [27.12.2016].

Stumm, G., & Wirth, B. (1991). *Psychotherapie. Schulen und Methoden*. Wien: Falter.

Winnicott, D. W. (1973). *Vom Spiel zur Kreativität*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Winnicott, D. W. (2008). *Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse [Erstausgabe in englischer Sprache 1958]*. Gießen: Psychosozial.

Autorin

Dipl.-Päd.ⁱⁿ Mag.^a Dr.ⁱⁿ scient.ptH. Elisabeth Morkus, BEd

Gestalttheoretische Psychotherapeutin sowie Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin in freier Praxis, Lebens- und Sozialberaterin, Supervisorin, Suchtberaterin, Psychagogin.

Kontakt: elisabeth.morkus@gmx.at